

5 Fragen an...

Prof. Dr. Joachim Grabowski

Prof. Dr. Joachim Grabowski ist Professor für Pädagogische Psychologie und Privat-Dozent für Germanistische Linguistik an der Leibniz Universität Hannover. In seiner Forschung beschäftigt er sich unter anderem mit sprachpsychologischen Forschungsmethoden, der Theorie der Sprachproduktion, Schreibkompetenz und dem Arbeitsgedächtnis bei sprachlichen Prozessen.

Inwiefern gehört die Sprache zum Menschen und was sind die Besonderheiten der menschlichen Sprache?

Die grundsätzliche Fähigkeit zu kommunizieren gibt es im Tierreich natürlich vielfach. Doch meist beschränkt sich die Kommunikation auf Überlebenswichtiges – auf Fortpflanzung, Futtersuche oder Warnrufe – und ist folglich an eine aktuelle Situation geknüpft. Der Mensch hingegen nutzt abstrakte Zeichen zur Kommunikation und verwendet Sprache auch unabhängig von der jeweiligen Situation. Zudem ist er in der Lage, die eigene Sprache zu reflektieren: Psychologen sprechen von der sogenannten metalinguistischen Kompetenz.

Nachdem man begriffen hatte, dass der biologische Übergang vom Tier zum Menschen gradueller Natur ist, wurde vielfach versucht, Tieren mit einem höher entwickelten Gehirn sprachliche Strukturen zu lehren. Zwei Fragen waren dabei interessant: Sind auch andere Lebewesen als der Mensch in der Lage, wortartige, abstrakte, arbiträre Zeichen sinnvoll zu verwenden? Und noch spannender: Sind sie fähig, eine bestimmte Syntax zu befolgen, also die Zeichen in geregelter Abfolge einzusetzen? Das Training, bei dem Gorillas oder Schimpansen Gebärden und abstrakte Symbole beigebracht wurden, war für die beteiligten Forscher extrem aufwendig. Doch trotz aller Bemühungen kamen sie nie weiter als bis zu einem Wortschatz von – immerhin – rund 400 verschiedenen Zeichen, die mit einer einfachen Grammatik verwendet werden konnten. So beachtlich das ist – diese Leistung wird von einem Kleinkind schnell erreicht und überflügelt. Zudem trat das sprachliche Verhalten nicht spontan auf, sondern nur nach Training, und wurde nicht an Artgenossen oder Nachkommen weitergegeben. Insofern ist der Mensch schon deshalb besonders, weil er die Sprache frühzeitig, aus eigenem Antrieb und relativ mühelos erlernt. Und natürlich bringen wir bestimmte körperliche Voraussetzungen für die Sprache mit: Das betrifft unsere Atmung, die Position unseres Kehlkopfes und auch die Anatomie unseres Mundes.

Wie und ab wann erwerben wir Sprache?

Die Sprachentwicklung beginnt im Mutterleib: Bereits zu diesem Zeitpunkt hört das Kind und – das konnten neurowissenschaftliche Studien zeigen – unterscheidet die Stimme der Mutter von anderen akustischen Ereignissen. Zudem reagieren bereits Neugeborene unterschiedlich auf sprachliche und nichtsprachliche Reize. Entsprechend gehen wir davon aus, dass der Mensch mit einer besonderen Veranlagung für Sprache auf die Welt kommt. Notwendig für den Spracherwerb ist jedoch die Interaktion mit einer sprechenden Umgebung: Deshalb ist es so wichtig, dass Kinder, lange bevor sie selbst sprechen können, nicht nur kommunikative Angebote, sondern auch verbal-sprachliche Angebote bekommen. Aus diesen – und das ist eine erstaunliche Leistung – filtern sie heraus, was für ihre Sprache relevant ist. Dabei bedeutet Lernen auch Verlernen: Denn

Neugeborene bringen die Voraussetzung mit, alle möglichen Laute zu lernen. Im Deutschen aber brauchen wir zum Beispiel keine Klick- und Schnalzlaute. Deutsche Kinder verlieren also während ihres Spracherwerbs die Fähigkeit, diese zu produzieren.

Nach dem Plappern einzelner Silben beginnen Kinder, erste Worte zu sprechen. In einer sogenannten holophrastischen Phase wird dann oft viel Bedeutung durch ein einzelnes Wort transportiert. „Hoch“ bedeutet dann eben zum Beispiel „Nimm mich hoch“. Bis zu einem Alter von 18 Monaten erreichen Kinder einen produktiven Wortschatz von etwa 50 Wörtern. Danach gibt es eine sogenannte Wortschatzexplosion: Die Kinder lernen bis zu einem Alter von fünf bis sechs Jahren fünf bis zehn neue Wörter am Tag. Bis wirklich die allermeisten sprachlichen Phänomene verstanden wurden, dauert es dann aber immer noch recht lange – bis etwa zu einem Alter von 14 oder 15 Jahren. Eine der letzten Teilfähigkeiten der natürlichen Sprachentwicklung ist interessanterweise das Verständnis von Ironie, der Umgang mit dem uneigentlichen Sprechen.

Ist nun Zweisprachigkeit Ihrer Meinung nach eher ein Fluch oder ein Segen?

Diese Frage stellt sich überhaupt nur in vergleichsweise wenigen Ländern, denn weltweit ist Mehrsprachigkeit die Regel – und nicht die Ausnahme. Bilingualität ist auf jeden Fall kein Nachteil. Die Furcht vor einer doppelten Halbsprachigkeit, also die Angst, dass bilingual aufgewachsene Kinder keine der beiden Sprachen richtig beherrschen, ist in aller Regel unangebracht.

Zudem ist Mehrsprachigkeit eine Ressource. Leider sehen wir das – gerade im Fall von Zuwanderern – oft nicht so. Doch Kinder mit Migrationshintergrund haben Fähigkeiten, die andere Kinder nicht haben, können etwas, das andere nicht können. Sie haben Wissen über eine andere Kultur, eine andere Sprache. Das ist wertvoll und muss genutzt werden. Wir müssen das Bildungssystem so gestalten, dass es nicht nur ein Nachteil ist, dass ein Kind nicht bzw. noch nicht Deutsch sprechen kann, sondern dass es auch ein Vorteil ist, dass es eine andere Sprache sprechen kann.

Und bis zu einem gewissen Alter fällt es Kindern ja leicht, sich in die neue Sprache einzufinden.

Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass es so etwas wie eine sprachensible Phase gibt: Bis zu einem Alter von etwa fünf bis sechs Jahren finden sich Kinder auch sehr schnell in eine zweite Sprache ein. Anschließend scheint sich dieses Zeitfenster zu schließen und das Lernen wird schwerer und ist weniger erfolgreich.

Natürlich können sich auch Erwachsene einer Fremdsprache allein durch Hören und den Umgang mit der Sprache nähern. Jedoch führt das allein in den meisten Fällen nicht zu einer grammatisch geregelten Beherrschung der Sprache. Erwachsene haben allerdings die Möglichkeit, mit ganz anderen Strategien an das Lernen heranzugehen: Sie können zum Beispiel bewusst grammatikalische Strukturen bei Muttersprachlern hinterfragen – etwas das natürlich beim Erstspracherwerb nicht passiert und auch nicht notwendig ist. Und sie können bewusst nach sprachlichem Input suchen bzw. sich diesem gezielt aussetzen. Ich würde, wenn ich beispielsweise in Dänemark leben müsste, eine landessprachliche Zeitung abonnieren, versuchen, die Nachrichten im Fernsehen und im Radio zu verstehen, dänische Bücher lesen – und natürlich möglichst viel mit Muttersprachlern sprechen. Aber natürlich hätte ich heute auch die Möglichkeit, weiter meine heimische Tageszeitung zu beziehen, deutsche Fernsehsender über Satellit zu empfangen und vorrangig Kontakt zu Landsleuten zu haben. Wenn wir uns allerdings der anderen Sprache nicht bewusst aussetzen, wird es auch nur sehr bedingt zu einem Spracherwerb kommen. Und eine solche Automatisiertheit, wie wir sie in der Muttersprache haben, braucht unendlich viel Übung und Hörerfahrung. Gar nicht zu sprechen von der sogenannten Bildungssprache, also Fähigkeiten, die über die Alltagssprache hinaus gehen und zur Lösung bestimmter bildungssprachlicher Probleme her-

angezogen werden: Wenn es etwa darum geht, eine Interpretation eines literarischen Textes zu schreiben, oder sich auch nur erfolgreich bei seiner Versicherung zu beschweren.

Wie kann etwas so Trockenes wie gedruckte Sprache tiefe Gefühle, ja sogar Sinnesempfindungen in uns hervorrufen?

Das so etwas passiert, ist historisch relativ neu, denn Schrift und Schriftsysteme sind im Vergleich zur gesprochenen Sprache sehr viel jünger. Heute verlangen wir schon von Schulkindern, dass sie nicht nur Leser, sondern auch Schöpfer von Texten sind – und das führt zu bestimmten Verknüpfungen: In unserem semantischen Netzwerk sind Begriffe und mit ihnen bestimmte Informationen gespeichert. Beispielsweise verbinden wir mit dem Begriff „Kuh“ ein Tier mit einer bestimmten Größe, einem bestimmten Aussehen und allen möglichen positiven und negativen Eigenschaften. Zudem verbinden wir aber mit dem Begriff „Kuh“ auch Informationen, die nicht den Gegenstand selbst betreffen, sondern das Zeichen, mit dem dieser Gegenstand repräsentiert wird: also das Wort „Kuh“. Und dazu gehören Informationen wie etwa: Das Wort „Kuh“ ist ein Nomen, hat drei Buchstaben und die Mehrzahl heißt „Kühe“.

Bei gebildeten Personen sind Begriffe und Zeichen sehr stark verknüpft. Dadurch kann beim Lesen eines Wortes ein ganzer Begriffsknoten aktiviert werden – und alle möglichen anderen Teile des Begriffs werden aktiviert, beispielsweise auch Vorstellungen. Entsprechend können durch das Lesen eines Sachverhalts Muster im Langzeitgedächtnis aktiviert und Gefühle angesprochen werden. Genauso, als wenn wir etwas selbst sehen oder erfahren. Oder eben, als ob jemand uns etwas erzählt. Die grafischen Repräsentationen von Begriffen sind bei Menschen, die das Lesen und Schreiben geübt haben, sehr stark vernetzt mit allen anderen Modalitäten.

Wenn es denn geübt wird...

Lesen kann sehr mächtig sein und beim Leser die verschiedensten Gefühle und Vorstellungen auslösen. Deswegen finden wir auch oft ein Buch besser als dessen Verfilmung – weil es uns alle Möglichkeiten offen lässt. Bei vielen Menschen funktioniert das aber nicht so gut. Da sie das Lesen nicht ausreichend geübt haben, empfinden sie es als schwer. Daher vermeiden sie es zu lesen, üben also weiterhin nicht – und dadurch wird es natürlich nicht besser. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir über mehrere Tausend Stunden Übung sprechen, die eine Leseratte einem Lesemuffel voraus hat: Wenn ein Mensch ab seinem neunten oder zehnten Lebensjahr gern liest, selbst wenn es nur eine halbe Stunde am Tag ist, kommt einiges zusammen. Und da ist es mit dem Lesen nicht anders als mit dem Erlernen eines Instruments, dessen Beherrschung auch viele Tausend Stunden Übung erfordert.

Inwiefern beeinflusst unsere Sprache unser Denken, unsere Wahrnehmung und Weltsicht?

Über das Verhältnis von Sprache und Denken hat man sich schon aus philosophischer, kulturhistorischer und natürlich psychologischer Sicht den Kopf zerbrochen – und dabei verschiedenste Möglichkeiten in Betracht gezogen: Es gibt die alte philosophische Annahme, dass Sprache und Denken ein und dasselbe sind. Das ist unwahrscheinlich, weil wir durchaus in der Lage sind, Probleme ohne Sprache zu lösen, wenn es beispielsweise um räumliche Vorstellungen geht. Möglicherweise ist das Denken vorgängig – und die Sprache drückt lediglich unsere Gedanken aus. Vielleicht sind beide aber auch völlig unabhängig voneinander. Dafür spricht zum Beispiel, dass Sprache im Gehirn in besonderer Weise verarbeitet wird. Und dann gibt es die wirklich interessante Idee, dass das Denken durch die Sprache beeinflusst wird. Zu dieser, der sogenannten Sapir-Whorf-Hypothe-

se, gab es seit den 1950er-Jahren viele erstaunliche Untersuchungen. Ein Beispiel: Im Deutschen können wir Richtung und Art einer Bewegung in einem Wort ausdrücken und sagen: „Er durchschwamm den See.“ In romanischen Sprachen ist das nicht möglich. Die Franzosen würden sagen: „Il a traversé le lac nagant“, also „Er überquerte den See schwimmend.“ Sie müssen die Information anders verteilen. Die Frage ist nun: Führt das dazu, dass sie sich den Vorgang auch anders vorstellen? Wir wissen es nicht.

Einen Hinweis, dass es möglicherweise so sein könnte, liefert zum Beispiel die Sprache Guughu Yimidhirr der indigenen Bevölkerung von Australien. In ihr fehlen relative Raumausdrücke wie „links“ oder „davor“. Stattdessen drücken die Menschen dort alles absolut in Himmelsrichtungen aus und sagen dann Dinge wie: „Die Tasse steht östlich der Vase auf dem Tisch in der nördlichen Ecke deines Hauses“. Was für uns unglaublich schwierig klingt – uns stets der Himmelsrichtung bewusst zu sein und damit unserer räumlichen Ausrichtung – ist dort selbst für Kinder kein Problem. Im Gegenteil würden die Menschen dort unser Vorgehen als schwieriger empfinden: Jedes Mal, wenn wir uns umdrehen oder bewegen, ändern sich ja die räumlichen Relationen. Tatsächlich zeigen Menschen, die mit dieser Sprache aufgewachsen sind, in Experimenten ein anderes Verhalten: Zum Beispiel hängt bei uns die Einschätzung, ob zwei Objekte gleich sind, nicht davon ab, ob sie momentan die gleiche Orientierung haben. Für Sprecher von Guughu Yimidhirr hingegen kommt es darauf an, dass sie absolut im Raum gleich ausgerichtet sind. Wiederum können auch Menschen, in deren Sprache nur zwei Farbwörter vorkommen, Farben genauso gut unterscheiden, wenn man ihnen andere Farbbegriffe beibringt.

Letztendlich können wir nicht sagen, wie die Vorstellungswelt der Menschen, die wir untersuchen genau aussieht.

Wahrscheinlich ist sie auch nicht unveränderlich.

Richtig. Zum Beispiel führt eine Fachausbildung dazu, dass eine sprachliche Entwicklung durchgemacht wird. Jeder, der ein neues Fach erlernt, sei es in Lehre oder Studium, lernt neue Wörter, Begriffe und Konzepte – und kann anschließend Unterscheidungen treffen, zu denen er vorher nicht in der Lage gewesen wäre. Und er kann sie, weil er auch neue Wörter gelernt hat, ebenso sprachlich treffen.

In der Psychologie ist die Sprache zentral: Sie ist letztendlich unser Fenster in den Kopf des Gegenübers. Dennoch wird die Sprache selbst von uns Psychologen immer noch stiefmütterlich behandelt. Wir haben in Deutschland keine laborierte Sprachpsychologie (mehr); es gibt keine speziell denominierten Professuren an den Universitäten. Wenn Sprache von Psychologen erforscht wird, muss das häufig irgendwie nebenbei erfolgen. Das ist schade, denn damit überlassen wir das Feld ein bisschen zu sehr anderen Professionen. Zugegeben, sprachliche Phänomene zu untersuchen, ist ein komplexes Unterfangen. Aber nur, weil etwas kompliziert ist, ist es ja nicht weniger interessant.

Die Fragen stellte Susanne Koch.